

„Für andere da sein – das ist meine Kraftquelle“

Pfr. Peter van Briel – Karl-Leisner-Jugend

Wann haben Sie den Ruf Gottes zum ersten Mal vernommen?

Zum ersten Mal? Das ist schwer zu sagen. Ich glaube schon daran und erlebe es bis heute, dass Gott vernehmbar in meinem Leben spricht. Aber ich musste erst in meinem Leben die geistige Kunst erlernen, die Stimme Gottes von den eigenen Gedanken zu unterscheiden.

In den ersten Jahren meines Glaubenslebens war ich in dieser Kunst natürlich noch nicht sonderlich gut. Dennoch kann ich mich an einige „Rufe“ Gottes erinnern, die ich damals schon als von Gott kommend eingeschätzt hatte. Zum Beispiel, als ich als Jugendlicher einmal Aushilfsorganist war. Damals kniete ich, während die Kommunion in der Kirche ausgeteilt wurde, oben auf der Orgelbühne. In diesem Moment wurde mir bewusst, wie schön das alles ist: Das Geschehen in der Kirche, die Liturgie, Gottes Wirken, das Eins-Sein mit ihm. Der entscheidende Gedanke war: „Das machst Du jetzt Dein Leben lang!“ Dieser Gedanke trat sehr plötzlich auf – und das würde ich auch heute noch als Merkmal eines „Rufes Gottes“ bezeichnen: Dieses plötzliche Auftauchen von Gedanken, die offensichtlich nicht meine eigenen sind. Das geschieht mir auch heute noch, wenn ich in Situationen bin, in denen ich nicht mehr weiß, was ich machen soll und in denen ich dann „mit Gott ins Gespräch komme“. Dann tauchen plötzlich Gedanken in mir auf, die mir aus dem Zusammenhang gerissen erscheinen, die ganz neu sind und sich nicht aus dem vorher Gesagten ergeben. Manchmal widersprechen diese Gedanken auch dem, was ich gerade tue. In diesen Fällen bin ich stets überzeugt, dass da jemand zu mir spricht.

Können Sie sich noch an konkrete Situationen dieses „Rufen Gottes“ in der Anfangszeit Ihrer Berufung erinnern?

Ich weiß nicht mehr genau, wie alt ich war, als ich begann, mich ernsthafter mit dem Priesterberuf auseinanderzusetzen. Ein bisschen geliebäugelt hatte ich schon immer damit, aber eines Tages entschloss ich mich, den nächsten Schritt zu tun und sagte: „Gut, jetzt tust Du mal einfach so, als ob Du tatsächlich Priester wirst und dann schaust Du mal, wie Du Dich dabei fühlst.“ Und es fühlte sich gut an, vieles bestätigte mich in dieser Entscheidung. Zum Beispiel ein Erlebnis noch vor meinem Abitur. Damals arbeitete ich nebenher in der Margarinefabrik in meinem Heimatort. Auf dem Weg zur Frühschicht musste ich im Morgengrauen mit dem Fahrrad einen Berg hinunterfahren und anschließend noch über eine Brücke. Eines Morgens hatte ich dabei ein überirdisch schönes Erlebnis: Die Sonne ging gerade auf und tauchte die Brücke in ein orangefarbenes Licht. Da dachte ich: „Die Welt ist so schön, Gott schenkt Dir so viel – gib ihm etwas zurück! Am Besten, Du gibst ihm gleich Dein Leben.“ So völlig aus dem Alltag heraus – auf dem Weg zur Fabrikarbeit – hatte ich so einen mystischen Gedanken: „Gib Dein Leben für das, was Gott Dir schenkt.“ Das erscheint mir heute noch wie ein Ruf Gottes.

Es gibt aber verschiedene Möglichkeiten, wie man „Gott sein Leben geben“ kann. Wieso waren Sie sicher, dass er Sie zum Priester beruft?

Gott ruft einen immer in den Dingen, die er einem in die Wiege gelegt hat. Jeder hat seine Fähigkeiten und Vorlieben. Jeder kann etwas, das ihn durch die natürlichen Gaben, die er mitbekommen hat, in eine bestimmte Richtung lenkt. Ich war schon immer mit Leib und Seele Gruppenleiter – schon als Messdiener. Ich habe mich in den Gottesdiensten wohl gefühlt, habe mich um Menschen gekümmert. Ich verfüge auch über eine gewisse Führungsstärke. Unter diesen Umständen war es für mich keine Frage, ob ich zum Priester geeignet war oder nicht. Der Punkt, an dem alle Voraussetzungen zusammenliefen, war nun mal das Priesteramt. Ich hätte mir gar nicht vorstellen können, einen anderen Weg zu gehen. Später habe ich mir einmal darüber Gedanken gemacht, ob das Kloster vielleicht auch eine Berufung für mich gewesen wäre. Aber nach kurzem Nachdenken habe ich sofort mit dem Kopf geschüttelt. Das wäre für mich nie in Frage gekommen. Im Klosterleben hätte ich zu wenig menschlichen Kontakt mit der Welt – und genau das gehört zu meiner persönlichen Berufung dazu. Ich brauche den Austausch und das Gespräch und ich hatte immer Freude daran, Menschen kennen zu lernen. Sicher hätte ich das auch haben können, wenn ich geheiratet hätte, aber irgendwie hat alles in meinem Leben – so schien es mir damals und auch heute noch - auf den Priesterberuf hingedeutet und ich habe das nie in Frage gestellt. Für mich war klar: Priester sein ist die Antwort, die ich Gott geben kann.

Das heißt, es waren rein pragmatische Gründe, die Sie zum Priesteramt geführt haben?

Ich würde gar nicht sagen, dass die Gründe irgendwie beschaffen waren. Priester zu werden war das einzige, was mir überhaupt in den Kopf kam. Ich bin zum Beispiel öfter gefragt worden, wie das denn mit dem Zölibat sei, ob ich mich bewusst dafür entschieden hätte, ehelos zu leben. Die vielleicht verblüffende Antwort ist, dass ich mich mit dieser Frage nur wenig auseinandergesetzt habe. Ich hatte einfach die leuchtende Idealvorstellung, als Priester glücklich zu werden. Und in dieser Vorstellung war die ehelose Lebensweise einfach eingeschlossen, sie war ein Teil davon, aber eben kein wesentlicher.

Gab es Punkte, an denen Sie um Ihre Berufung kämpfen mussten?

Ja und nein. Es ist immer die Frage, was mit „kämpfen“ gemeint ist. Schwierigkeiten sind normal, die hatte ich zum Beispiel an der Universität. Ich hatte eine Diplomarbeit geschrieben, die dem Professor nicht allzu gut gefallen hat. Das hatte unter anderem zur Folge, dass ich die Universität wechseln musste. Ich bekam auch Schwierigkeiten mit meinem Regens, der in diesem Zusammenhang auch meine Berufung in Frage stellte. In dieser Situation musste ich mich schon damit auseinandersetzen, ob ich überhaupt weiter studieren wollte, wenn noch nicht einmal sicher war, ob ich überhaupt als Priester genommen werden würde. Aber ein Kampf in dem Sinne war das nicht, innerlich ging damit überhaupt keine Krise einher, es war vielmehr eine Herausforderung. Im Nachhinein gesehen bin ich damals sehr sorglos und fast blauäugig mit der Situation umgegangen. Ich sagte mir: „Nö, das machst Du jetzt – und wenn Du in der Gosse landest!“ Hauptsache war für mich, dass ich Gott treu bleibe.

Eine Krise in dem Sinne, dass ich selbst begonnen hätte, an mir oder meinem Weg zu zweifeln, hatte ich noch nie. Die Schwierigkeiten im Studium waren äußere Krisen, auf die ich eine klare Antwort gegeben habe. Auch später gab es immer wieder Grenzen, an die ich gestoßen bin und auch Fehler, die ich mir selbst zuzuschreiben

hatte. Aber die Entscheidung für meine Berufung habe ich nie in Frage stellen müssen.

Ihre „Berufungsimpulse“ waren alle sehr gefühlsbetont. Gefühle können aber auch täuschen – wieso waren Sie sich sicher, dass es Gott war, der Sie ruft?

Weil es eigentlich gar keine Gefühle waren. Natürlich war der Blick auf die Schönheit mit Gefühlen verbunden, aber erstens ist das Erkennen von Schönheit selbst kein Gefühl – und zweitens war meine Antwort auf diese Schönheit eine *Entscheidung*. Sicher, ich habe die Schönheit in der Kirche genossen und den Sonnenaufgang, aber meine Antwort darauf war: „Gott, ich gebe Dir nun auch etwas zurück.“ Glaube und Liebe sind Entscheidungen, keine Gefühle.

Wurde Ihre Berufung in Ihrer Familie grundgelegt?

Ja. Allerdings nicht in dem Sinne, dass es in meiner Familie bereits priesterliche Vorbilder gab. Meine Familie pflegte eine gesunde, bodenständige, kirchliche Frömmigkeit. Wir sind jeden Sonntag in die Kirche gegangen, waren aktiv in der Gemeinde und es war für meine Eltern zum Beispiel klar, dass ich Messdiener werden sollte. Sie haben mich auch ganz bewusst in einer Gemeinde als Messdiener und zur Erstkommunion angemeldet, in der ihnen die Atmosphäre kinderfreundlich erschienen war. Aber direkt zu einem kirchlichen Beruf haben sie mich nie geleitet. Wichtig erscheint mir heute, dass ich in Bezug auf den Glauben sehr offen erzogen wurde. Es gab immer die Freiheit, dass ich mich auch davon hätte abwenden können, wenn ich das denn gewollt hätte. Das tat ich aber nie.

Ausschlaggebend für diese durchgehende Treue zum Glauben war vor allem mein Freundeskreis. Der bestand hauptsächlich aus der Messdiener-Leiterrunde, in der wir vieles auch über das organisatorisch Notwendige hinaus unternommen haben. Wir haben in dieser Runde angefangen, regelmäßig das Stundengebet zu beten, haben theologische Fragen erörtert und auch gemeinsam Exerzitien gemacht. Als sich dann einige meiner Freunde aus diesem Kreis entschlossen, Priester zu werden, habe ich mir gedacht: „Der ist doch ganz normal und gar nichts Besonderes! Wenn *der* Priester werden kann, dann ist das wohl keine Entscheidung, die ganz abgehoben von der Welt ist. Dann könnte ich mich ja auch so entscheiden.“

Also standen Ihnen Vorbilder vor Augen?

Ja, allerdings nicht im Sinne von „strahlenden Helden“, sondern im Sinne von Mut machenden Anregungen. Wenn jemand, den man gut kennt, sagt, „auf diesen Weg begeben sich“, dann geht man ein Stück mit ihm mit. Natürlich haben diese Freunde auch an ihrer Entscheidung gelitten; aber die Fragen, an denen sie litten, waren nicht unmenschlich, sondern das waren Fragen wie: „Komme ich mit meinen Mitstudenten oder dem Rektor des Seminars klar?“ – „Wie offen zeige ich meinen Glauben?“ – „Wie viel Zeit widme ich dem Studium? – Dem Gebet? – Meinen Freunden?“ Als ich das hörte, dachte ich mir: „Wenn das alles ist, was einem als Last in den Weg gelegt wird, dann kann ich das auch schaffen.“

Gut, das war noch eine recht ungeistliche, leicht oberflächliche Sicht. Nach meinem Entschluss, Priester zu werden, kamen selbstverständlich auch sehr viel Fragen dazu, die tiefer gingen. Am Anfang wusste ich zum Beispiel noch nicht, was es bedeutet, *Priester* zu sein. Für mich hatte ich damals die Vorstellung, das sei wie „ständig Gruppenstunden, Ferienlager und Gottesdienst“.

Das klingt so, als ob Sie ein „Gruppenmensch“ sind – prägt das auch Ihre Spiritualität?

Ja. Wobei mir das in dieser Deutlichkeit erst vor kurzem klar geworden ist. Ich bin nämlich von jemandem gefragt worden, wo ich persönlich Gott begegne. Und nachdem ich demjenigen die ein oder andere Erfahrung berichtet habe, sagte er schließlich: „Das sind ja alles Begegnungen, in denen Menschen die Mittler waren!“ Daraufhin fragte er mich, ob ich denn Gott noch nie direkt begegnet sei. Ich war ein bisschen verblüfft, denn selbstverständlich hatte ich auch sehr persönliche und direkte Gotteserfahrungen gemacht. Aber diese waren mir nicht sofort eingefallen. Gotteserfahrung, Erfahrung von Schönheit, oder Erlebnisse, in denen ich mich als Priester bestätigt fühle, sind für mich vornehmlich Erfahrungen mit anderen Menschen. Wenn ich jemandem etwas mitgeben oder ihm helfen kann; wenn ich merke, dass ich als Priester Menschen mit der Spendung der Sakramente oder mit priesterlichem Rat auf ihren Weg zurückführen, bestärken oder mit Gott versöhnen kann, dann spüre ich Gott und Sein Wirken wunderbar klar und deutlich. Natürlich, wenn ich länger überlege, stelle ich auch fest, dass ich im Gebet und in der Anbetung Gott begegne. Aber meine Spiritualität prägt sich doch zuallererst im Gespräch aus, im Kontakt mit den Menschen. Das sind die Momente, in denen ich Gott spüre. Und das gibt mir Kraft; dort ist die Quelle meiner Spiritualität.

Ein Priester wird oft als jemand angesehen, der etwas „gibt“ – ob er nun Sakramente spendet oder einfach seelsorglich da ist. Sie trennen das „geben“ aber gar nicht von Ihrer Quelle, vom „nehmen“?

Nein. Das würde ich weder für mich persönlich trennen, noch für andere. Ich bin zum Beispiel auch in der Schule als Lehrer tätig. Wenn ich dort eine ganz tolle Unterrichtsstunde gehalten habe, nach der ich sagen kann, „den Schülern hast Du jetzt wirklich was für´s Leben mitgegeben“, dann bin ich selbst glücklich und zufrieden und für alle Probleme gewappnet. Weil ich etwas geben konnte und weil das, was ich gegeben habe, auch angenommen wurde. Das gilt noch mehr im sakramentalen Bereich: Wenn ich beispielsweise das Beichtsakrament spende und merke, dass beim Beichtenden plötzlich etwas aufbricht; wenn Tränen fließen und der Beichtende plötzlich strahlt und Mut fasst, dann ist das wunderbar. Dann kann ich in der Nacht darauf wunderbar schlafen, dann geht's mir gut, dann sind alle meine Wehwehchen weg. Für andere da sein – das ist meine Kraftquelle.

Pflegen Sie abgesehen vom Kontakt mit Menschen auch andere geistliche Übungen?

Ja. Das wichtigste ist für mich, den Schlüssel zur Kirche zu haben, damit ich nachts ins Gotteshaus kann. Nach der ständigen Möglichkeit zum Gespräch mit Gott vor dem Allerheiligsten habe ich mich schon als Student gesehnt. Und es ist einfach wunderbar, nachts in der stillen Kirche ganz ungestört vor dem Tabernakel beten zu dürfen.

Manche meiner Mitbrüder haben, meiner Ansicht nach, mit der Priesterweihe eine spürbare Gnade bekommen und sich regelrecht gewandelt. Ich dagegen bin immer noch ein Morgenmuffel und Spätaufsteher und gelegentlich etwas verplant – aber das ständige Gespräch mit Gott vor dem Allerheiligsten ist sozusagen meine

„Weihegnade“, für die ich unendlich dankbar bin. Dort kann ich Ihm meine Probleme und Schwierigkeiten ausbreiten. Dort kann ich es Ihm sagen, wenn ich beim Verstehen von Menschen und ihren Problemen an meine Grenzen stoße. Wenn ich das tue, werde ich von Gott geführt. Es wird mir im Gespräch mit Ihm plötzlich Vieles klar, manchmal höre ich sogar klar formulierte Sätze, die ich anschließend weitergebe – und oft wird mir dann gesagt, dass das genau die Worte waren, die der betreffende Mensch gerade gebraucht hat. In der Anbetung kommen mir also regelrechte Eingebungen.

Dabei ist die Zeit der Anbetung nicht nur bierernst und so eine Art Dienstbesprechung. Es gibt auch sehr humorvolle Gespräche mit Gott. Es kommt vor, dass ich zerknirscht in die Kirche schlurfe, den Herrn um Verzeihung bitten will, und er fängt plötzlich an zu scherzen. Allerdings kann es umgekehrt durchaus sein, dass ich frohen Mutes in die Kirche gehe und ich bekomme von Gott die Leviten gelesen. So ist das eben mit einer wirklich lebendigen Beziehung.

Das Gespräch mit Gott ist für mich die erste und wichtigste geistliche Übung. Denn hier merke ich, dass Gott jemand ist, der mir entgegentritt. Die Gedanken, die da entstehen, sind nicht meine eigenen. Ich spüre die Gegenwart eines anderen. Zu diesen „Gesprächen mit Gott“ kommen natürlich noch weitere Gebetszeiten, wie Stundengebet oder Rosenkranz. Selbstverständlich auch die tägliche Heilige Messe, die eine unersetzliche Kraftquelle für mich ist. Vor allem die Werktagsmessen haben eine ganz besondere Wirkung auf mich. Sonntags sind die Messen schön, erhebend und feierlich. Aber die Stille und Einfachheit der Werktagsmessen helfen mir, zurück zur Quelle zu finden, mich einfach nur mit Gott zu verbinden, ohne bestimmte Gedanken vor Augen zu haben. In diesen Momenten kann ich einfach nur die Gegenwart Gottes genießen.

Sie sprechen regelmäßig mit Gott und er antwortet. Wie würden Sie die „Stimme Gottes“ beschreiben – wie klingt es, wenn er mit Ihnen „scherzt“?

Ich weiß nicht, ob ich ein Mystiker bin. Ich will es nicht hoffen, denn echte Mystiker waren von ihrer Begabung und ihrem Los gar nicht so begeistert. Für mich ist das Gespräch mit Gott eigentlich etwas ganz normales. Ich höre nicht wirklich etwas, aber in mir steigen Gedanken auf. Ich stelle mir in der Gegenwart des Allerheiligsten vor, was Gott mir auf meine Fragen wohl antworten würde. Und dann antworte ich auf diese gedachte Antwort wieder und stelle mir vor, was er darauf nun erwidern würde. Irgendwann verselbstständigt sich das und es ist nicht mehr meine Vorstellung, die antwortet, sondern „es“ antwortet in mir. Ähnlich wie bei Menschen, die Selbstgespräche führen. Der wichtige Unterschied aber ist, dass Selbstgespräche unsere Gefühle meistens verstärken, denn man schwimmt ja nur in den eigenen Gedanken und wo sollen die mich schon hinführen? Beim Gebet in der Kirche spricht in dem, was in mir aufsteigt plötzlich ein anderer. Das mag dann klingen wie meine Stimme – aber es sind niemals meine Worte.

Und wenn Gott „scherzt“, erinnert mich das oft sehr an die Worte, die Jesus zu Don Camillo spricht. Auch wenn das nur ein Film ist – bei mir ist es Realität.

Haben Sie Vorbilder, nach denen Sie sich ausrichten?

Ja, viele. Aber ich versuche nicht, meine Vorbilder zu kopieren. Alle Menschen, auch meine „Vorbilder“, haben ja neben ihren vorbildhaften Stärken auch ihre Fehler und Schwächen. Es gibt niemanden, von dem ich sagen könnte, dass ich gerne sowohl seine Stärken als auch seine Fehler hätte. Natürlich hätte ich gerne alle positiven

Eigenschaften meiner priesterlichen Vorbilder und wenn es machbar wäre keine einzige negative. Aber das geht natürlich nicht – denn die Fehler eines Menschen hängen immer mit seinen Stärken zusammen.

Und somit sind mir meine Mitbrüder vor allem Vorbild darin, wie sie mit ihren Schwächen umgehen und wie sie ihre Stärken nutzen. Manchmal sind das nur kleine, leicht erlernbare Techniken. Zum Beispiel, wie jemand seinen Tag organisiert oder seinen Schreibtisch aufräumt. Oft sind das aber auch Anregungen zur Lebensführung, Ideen fürs Gebet oder für die Pastoral. Zum Beispiel habe ich zu Beginn des Priesterjahres gelesen, dass man einen Ablass erhält, wenn man das Stundengebet vor dem Allerheiligsten betet. Ich habe das gelesen und wieder vergessen. Aber ich habe einen priesterlichen Freund, der das umgesetzt hat und dadurch deutlich glücklicher und erfüllter geworden ist. Sein Beispiel hat mich an den Ablass erinnert und ermutigt, das auch zu versuchen.

Das sind meine alltäglichen Lehrmeister – aber ich habe auch außergewöhnliche Lehrer: Die Heiligen unter meinen priesterlichen Vorbildern. Allen voran der heiligen Pfarrer von Ars, aber auch Don Bosco oder Philipp Neri. Von denen lerne ich auch heute noch, obwohl sie vor langer Zeit gelebt haben.

Das 150. Todesjahr des heiligen Pfarrers von Ars war Anlass für dieses Priesterjahr. Das Leben dieses Mannes war sehr radikal. Was sagt es Ihnen für Ihr Priester-Sein und wo ist er Ihnen vielleicht auch fremd?

Ich habe mir Jean-Marie Vianney zum Vorbild und Patron erwählt, als ich Priester geworden bin, ohne mich damit auf einen besonderen Aspekt seines Wirkens beziehen zu wollen. Inzwischen wird er mir aber immer konkreter zum Vorbild, zum Beispiel in seiner Berufung als Beichtvater. Er hat fast sein ganzes Leben im Beichtstuhl verbracht. Das ist etwas, was ich mir für mich früher nie hätte vorstellen können. Ich glaubte, dass ich nicht der Typ dafür wäre. Aber dann habe ich mir einmal selbst zugehört, während ich die Beichte hörte. Da bemerkte ich, dass ich den Leuten Gedanken weitergebe, die nicht von mir stammen. Ich sitze im Beichtstuhl manchmal staunend neben mir und frage mich, was ich da eigentlich erzähle. Wenn jemand zu mir zur Beichte kommt, dann bemühe ich mich um eine recht professionelle Vorgehensweise: Ich höre zu, versuche, mir die angesprochenen Anliegen und Vergehen zu merken und sie in meiner Antwort dann Punkt für Punkt abzuarbeiten. Aber Gottes Wirken ist unplanbar. Denn wenn ich mit meiner Antwort beginne, merke ich plötzlich, dass ich etwas ganz anderes erzähle, als ich mir zurechtgelegt hatte. In diesen Momenten bin ich sicher, dass mir der Pfarrer von Ars tatkräftig hilft.

Er ist als Heiliger schließlich nicht nur mein Vorbild, sondern er steht mir zur Seite. Ich will damit auf keinen Fall sagen, dass ich ein ähnlich guter Beichtvater wäre wie er, da bin ich weit entfernt und ich sehe mich auch nicht, wie er es tat, 15 Stunden täglich im Beichtstuhl sitzen. Aber ich stelle fest, dass die Stunden, die ich hörend im Beichtstuhl verbringe, Stunden der Freude sind.

Was mir allerdings immer noch fremd ist, ist – wie es früher üblich war – sich stellvertretend für die eigene Gemeinde zu züchtigen. Vianney hatte festgestellt, dass seine Gemeinde sich eigentlich gar nicht für die Kirche interessierte. Sie fastete nicht, sie betete nicht und das hat er daher stellvertretend für sie getan. Sich allen Luxus zu verbieten, das kann ich noch nicht so gut, das muss ich noch üben.

Papst Benedikt hat das Priesterjahr auch zur „Heiligung der Priester“ ausgerufen. Was sagt Ihnen das persönlich?

Heiligkeit ist für mich nicht so zu verstehen, dass ich mich perfekt trainiere, sondern dass ich reiner werde. Reiner nicht im Sinne von „nicht schmutzig“, sondern von „frei von Zusätzen“. Dass ich mich frei mache von Dingen, die für mich als Priester eigentlich keine Aufgaben sind. Zum Beispiel Verwaltungsarbeit oder Aktivitäten, mit denen ich mich nur in den Vordergrund stellen will. Heiligung heißt, mich auf das zu besinnen, was eigentlich meine priesterliche Aufgabe ist. Mich auf meine Quellen zu besinnen: auf die Seelsorge.

Seelsorge bedeutet nicht in erster Linie, die psychischen Belange der Gemeinde in den Blick zu nehmen. Es bedeutet, zu beobachten, wie es mit der Verbundenheit der Gemeinde zu Gott aussieht. Da muss ich mich freimachen von Ängsten und anderen Hindernissen, die mich davon abhalten, das anzusprechen. Eine solche Heiligung wäre für mich und für viele meiner Mitbrüder sinnvoll.

Aber das sieht natürlich für jeden Priester anders aus. Die Form der Heiligung schlechthin gibt es nicht. Denn es gibt ja auch Priester, die zum Beispiel die Ängste, die ich habe, mühelos überwinden – sich dafür aber an anderen Stellen unnützlich verausgaben. Die müssen sich dann eben in ihrer eigenen Weise freimachen von anderen Zusätzen, die ihre Arbeit behindern.

Sie haben erwähnt, dass Sie sich „freimachen“ von Verwaltungsarbeit. Das geht aber vermutlich nur bis zu einem gewissen Grad. Leben Sie in Seelsorge und Verwaltung nicht manchmal in zwei Welten?

Ja schon. Aber das ist ja für jeden Christen so. Manchmal muss ich mein Auto zur Werkstatt bringen – das ist auch keine priesterliche Tätigkeit, aber es muss sein. Ich übergebe möglichst viel von diesen notwendigen Dingen vertrauensvoll an andere, aber alles kann ich nun mal nicht abgeben.

Ich habe eine Gemeinde, die – Gott sei Dank – recht selbstständig ist. Oft stelle ich fest, dass der Kirchenvorstand nötige Reparaturen schon beschlossen und umgesetzt hat, obwohl ich als Pfarrer den Auftrag hätte erteilen müssen. Aber ich sehe das so, dass der Kirchenvorstand ja genau dafür da ist, die Priester von diesen Dingen zu entlasten. Ich freue mich also darüber - das sollen ruhig jene machen, die es können, denn dann bleibe ich frei von alledem. Ich finde es schön, dass meine Gemeinde mir in vielen Dingen den Rücken frei hält.

Aber: Überall dort, wo meine Gemeinde in Verwaltungssachen eine priesterliche Entscheidung für nötig hält, fälle ich die auch. In solchen Fällen muss ich auch Verträge lesen und abwägen, was besser oder schlechter ist. Das ist eine andere Welt, in der ich mich nicht sonderlich zuhause fühle. Diese Arbeit muss auch getan werden, aber ohne mich daran zu hindern, meine eigentlichen priesterlichen Aufgaben zu erfüllen.

Welche Rolle spielt das persönliche Gebet zur Findung der eigenen Berufung?

Eine ganz große. Ich habe die Freude, in meiner Gemeinde einige junge Leute zu haben, die mit dem Gedanken spielen, Priester zu werden. Viele junge Menschen in meiner Pfarrei sind kirchlich sozialisiert und engagiert. Aber wer sich für den Priesterberuf entschließt, ist irgendwann über das „ich stehe zur Kirche“ hinausgegangen und hat gesagt: „Ich bete mit und in der Kirche.“ Das sind Jugendliche die abends kommen und fragen, ob sie den Schlüssel zur Kirche haben könnten, um noch ein bisschen zu beten. Bei solchen Menschen ist der entscheidende Grund für die Berufung gelegt. Ob sie den Ruf dann auch annehmen

und umsetzen, ist eine andere Frage. Aber ohne das persönliche Gebet kämen sie erst gar nicht in diese Entscheidungssituation.

Wie das persönliche Gebet konkret aussieht, ist unterschiedlich. Der eine nimmt an den Gebeten in der Gemeinschaft teil, an den Rosenkränzen und Maiandachten. Andere tauchen zu solchen Gelegenheiten selten auf, aber beten still für sich. Aber ohne das Gespräch mit Gott würde man die Kraft für diesen Weg nicht bekommen. Vor allem würde die Klarheit fehlen, die man braucht um zu sagen: „Das ist meine Heimat, da will ich hin.“ Das gilt aber für alle Berufungen – also auch für die Ehe oder für eine Berufsentscheidung. Die wirkliche Klarheit erhalte ich nur, wenn ich ein betender Mensch bin.

Kann man die eigene oder eine fremde Berufung erbeten?

Das klingt so, als wenn ich Gott zwingen könnte, jemanden als Priester anzunehmen – oder so, als wenn Gott durch mein Gebet jemanden zwingt, Priester zu werden. Das ist natürlich Unsinn und auch nicht der Sinn des Gebetes.

Vielmehr glaube ich, dass das stellvertretende Gebet eine große Rolle spielt. Nicht nur, weil sich jemand angerührt fühlt, wenn ich ihm sage, dass ich für ihn gebetet habe. Ich glaube, dass das Gebet gerade dann eine große Kraft hat, wenn es verborgen bleibt.

Das ist für uns schwer vorstellbar, vielleicht sogar ein Geheimnis, das wir niemals ganz begreifen. Es hilft dabei auch nicht sich vorzustellen, dass ich, wenn ich für jemanden bete, Strom zu jemand anderem umleite, der normalerweise zu mir fließt. So einfach ist das nicht. Aber auch wenn der Gedanke der Stellvertretung nicht so leicht zu fassen ist: Stellvertretung spielt in unserem Glauben die entscheidende Rolle, denn Jesus Christus ist stellvertretend für meine Sünden gestorben. Wenn wir uns fragen, wie das denn gehen soll – dass einer für einen anderen stirbt und ihn erlöst – dann ist es genauso unverständlich, wie einer Hilfe erfahren kann, weil ich stellvertretend für ihn bete. Er weiß es ja noch nicht einmal.

Aber es gibt diese Gnade, die ich jemandem zukommen lassen kann. Zwar kann ich nichts „erbeten“ in dem Sinne, dass ich jemanden entgegen seiner Freiheit durch mein Gebet zu etwas zwingen, das er nicht will. So wirkt Gott nicht. Gott achtet die Freiheit des Menschen und polt einen Menschen, der „nein“ sagt, nicht einfach durch seine Allmacht um. Und das gilt dann erst recht für unser Gebet. Wir können Freiheit aktivieren und füllen – aber zwingen können wir niemanden. Auch nicht durch unser Gebet.

Was erwarten Sie sich vom Priesterjahr?

Es ist ja schon länger Tradition, dass Jahre zu einem bestimmten Thema ausgerufen werden. Das gab es schon vor der Jahrtausendwende, allerdings hatte ich damals das Gefühl, „ach, das bringt nicht viel, das wird höchstens mal in irgendeiner Predigt erwähnt.“

Aber inzwischen habe ich festgestellt: Das Jahr des Rosenkranzes, das Jahr der Eucharistie, das Jahr des Paulus – das kommt im Bewusstsein der Menschen an und sie interessieren sich auch über diese Jahre hinaus für die Themen. Die Menschen freunden sich tatsächlich mit der Eucharistie oder dem Rosenkranz neu an und suchen dort ihre Heimat. Ich denke deshalb, dass auch dieses Priesterjahr bei den Gläubigen etwas verändern wird. Aber was genau das sein wird, das kann ich natürlich nicht vorhersagen.

Vielleicht kommt bei einigen jungen Leuten der Gedanke auf, selbst Priester zu sein. Bei anderen könnte der Gedanke reifen, wieder mehr für Priester zu beten. Vielleicht wird auch bei einigen ein Denkprozess darüber in Gang gesetzt, was Priestertum eigentlich bedeutet – und die Folge könnte sein, dass sie ihren Pfarrer von unnötigen Aufgaben und Erwartungen befreien. Ich würde mir sehr wünschen, dass Priester, die in ihrer Berufung schwach geworden, durch die persönliche Anfrage der Gläubigen wieder zurück in ihr priesterliches Tun geführt werden. Ich habe ja schon erwähnt, wie viel Freude ich aus der Spendung der Sakramente, aus dem Hören der Beichte ziehe. Und so könnten Gläubige ihrem Pfarrer schon einfach damit helfen, dass sie regelmäßig zu ihm zum Beichten gehen. Gerade wenn sie merken, dass ihr Pfarrer die Freude an seinem Priester-Sein verloren hat. Das wäre ein ganz großes Geschenk, das die Gemeinde ihren Priestern machen können: Wieder beginnen, beim eigenen Priester zu beichten.

Wer wird überhaupt Priester? Gibt es einen „Grundtyp“ von Mensch, der sich zu dieser Berufung hingezogen fühlt?

Etwas augenzwinkernd gesagt: Es werden all die Menschen Priester, die „speziell“ sind.

Es gibt viele Menschen, die sich nur in einer Gruppe wohl fühlen, weil sie sich dort verstecken oder aufgehen können. Ich stelle das manchmal in der Gemeinde fest, wenn ich Leute frage, ob sie zu einer Veranstaltung mitkommen wollen und dann kommt die Antwort: „Ja, da muss ich erst mal die anderen fragen, alleine will ich nicht.“ Falls diese Menschen so bleiben, werden sie vermutlich nicht Priester. Dagegen entdecke ich bei allen Priestern und Priesteramtskandidaten, die ich kenne, eine große Eigenständigkeit und Individualität. Es ist immer spürbar, dass sie „anders“ sind.

Dieses „Anders-Sein“ kann in sich aber wieder sehr unterschiedlich sein: Vom Draufgänger bis zu einem ganz still Zurückgezogenen, von einem fein fühlenden Menschen bis zu einem Polterer. Jeder wird eine andere „Sorte“ von Priester werden, aber alle können gute Priester werden. Die Wurzel für eine echte geistliche Berufung ist zu erkennen, dass ich zwar anders bin, aber genau so von Gott gewollt. Zu glauben, dass Er mit mir einen Plan in meinem „Anders-Sein“ hat.

Was heißt „Priester-Sein“ für Sie ganz persönlich?

Den Menschen die Liebe Gottes spürbar und auch leiblich vermitteln. Ich vergleiche das Priester-Sein oft mit dem Ehemann-Sein: Der Mann zeigt seiner Frau, dass da jemand ist, der sie liebt. Doch diese Liebe hat ihren Ursprung in Gott, der Mann ist nur Vermittler. Der Ehemann ist es, der diese Liebe körperlich zeigt und erfahrbar macht – mit Taten und seiner Gestik, mit seiner Lebensführung und mit allen Opfern, die er bringt.

Ich glaube, ein Priester ist nichts anderes als ein Ehemann seiner Gemeinde. Ich zeige allen, die mir als Christen und Katholiken begegnen, allen für die ich geweiht wurde und nicht zuletzt auch meiner kleinen Pfarrei, dass es jemanden gibt, der sie liebt. Zwar bin ich es, der den Menschen diese Liebe zeigt, aber letzten Endes kommt die Liebe nicht von mir, sondern sie wurde mir geschenkt. Ich möchte diese Liebe weitergeben mit Gestik, Worten und Sakramenten, mit meiner Lebensführung und Lebenshilfe. Das wird spürbar, wenn ich die Hände auflege, wenn ich in Sakramenten spürbar Heil verschenke, wenn ich nicht immer nur von einer geistigen Liebe spreche, sondern bezeuge, dass Gott konkret Mensch geworden ist.

Das ist meine Aufgabe als Priester - aber das setzt auch voraus, dass die Menschen mich anfragen. Ich kann auch als Ehemann nicht liebend durch die Gegend gehen und meine Frau ständig mit meinen Liebesbezeugungen belästigen. Sondern ich muss auch in der Ehe auf die Entscheidung meiner Frau in ihrer Freiheit hoffen. Darin sehe ich eine der großen Anfragen an uns Priester. Priester-Sein ist nämlich nicht das gleiche wie Missionar-Sein. Wir schenken erst, wenn es auch in Freiheit gewollt ist. Wir Priester können allerdings durch unser Leben missionarisch wirken. Rede nicht ungefragt von Deinem Glauben, aber lebe so, dass man Dich fragt! Ich will ein Zeichen sein, darum trage ich meine Priesterkleidung. Ich will angesprochen werden. Und wenn ich angesprochen werde, will ich in Liebe antworten. Darin erkenne ich mein priesterliches Tun.

Hat sich dieses Selbstverständnis bei Ihnen im Lauf der Zeit geändert?

Ja. Auf jeden Fall. Noch während meines Studiums hatte ich vor allem die Äußerlichkeiten vor Augen. Ich hatte schon begriffen, dass ein Priester viel mit Menschen zu tun hat, sich um Jugendliche kümmert, dass er predigt und Exerzitien hält. Aber das war nur das Berufsbild, sozusagen eine Stellenbeschreibung. Bis ich begriffen habe, dass ein Priester Vermittler der Liebe Gottes ist und dass sein erstes Werkzeug dazu die Sakramente sind, hat es gedauert. Der nächste Schritt war, dass ich verstanden habe, dass ein Ehemann im Grunde etwas sehr ähnliches tut. Ich habe lange Zeit gedacht, mein Priester-Sein definiere sich dadurch, dass ich „mit Gott verheiratet“ sei. Aber mittlerweile habe ich begriffen, dass das für jeden Christen gilt. Wir sind hier in der Verlobungszeit und irgendwann werden wir zum „Hochzeitsmahl“ geladen. Das gilt für jeden, egal ob verheiratet, Priester oder Single. Aber die Erkenntnis, dass ich als Priester mit der Gemeinde verheiratet bin, ist mir sowohl vom Verständnis, als auch von der Lebensweise her erst im Verlauf meiner Priesterjahre aufgegangen.

Was musste sich in Ihnen ändern, bis Sie der Priester wurden, der Sie heute sind?

Wahrscheinlich viel mehr als ich jetzt benennen kann. Vor allem würde ich sagen, dass ich die Gelassenheit erlernt habe. Wenn man als frisch geweihter Priester in seine Kaplanstelle kommt und seine erste Gemeinde vor sich hat, dann ist man doch sehr nervös. Man will schließlich angenommen werden und so macht man viele Kompromisse und Zugeständnisse. Damit verrät man die Verkündigung zwar nicht unbedingt, aber man schraubt sie doch zurück, weil man gemocht werden will. Das ist eine gefährliche Schiene, auf die man sich da begibt. Man hat Angst, zu weit zu gehen, man will es sich ja nicht mit allen verderben. Man fragt sich, wie viel Charakter man zeigen darf, wie viel Klarheit in der Verkündigung ertragen wird. Ich persönlich habe zum Glück irgendwann festgestellt, dass die Leute gar kein Weichei wollen! Die Menschen wollen niemanden, der ihnen nach dem Mund redet. Wenn man die Lehre der Kirche treu zum Lehramt verkündet, bekommt man zwar Widerspruch, aber auch die Achtung und den Respekt der Menschen. Es gibt ja das Sprichwort „Pudding kann man nicht an die Wand nageln“. Wenn ich den Leuten nach dem Mund rede, hören sie mir irgendwann nicht mehr zu, denn ihre eigenen Sprüche kennen sie ja schon. Ich brauche Gelassenheit, damit ich verstehe, dass ich priesterlich wirken kann, ohne deshalb von den Gläubigen abgehakt zu werden. Ich kann hinhören, was die Lehre der Kirche und das Wort Gottes sind und muss nicht in erster Linie fragen, was die

Menschen hören wollen. Im Gegenteil: Die Menschen wollen jemanden, der ihnen anbietet, was ihnen fremd ist, und sie bereichert.

Das ist die größte Lehre, die ich gezogen habe. Auch in der Schule zuckte ich vor den Schülern nicht zusammen – ich wage auch dort, die Lehre der Kirche zu vertreten, denn genau das ist es, was in den Augen der Schüler interessant ist.

Man hört sowohl von kirchenfernen, als auch von frommen Menschen, dass sie an der Kirche „leiden“. Tun Sie das auch?

Ja. Allerdings wohl auf eine andere Weise, als dies die Kirchenfernen oder die Frommen oft tun. Ich leide nämlich sehr an der „Unkirchlichkeit“ der Kirche. Ich leide, wenn ich mit Gemeindemitgliedern spreche, die mit Gott, den Sakramenten und der Kirche nichts zu tun haben wollen. Mir geht es nicht darum, eine volle Kirche zu haben, aber jeder Einzelne, der sich abwendet, verursacht mir Leiden. Ich leide aber auch unter Mitbrüdern und Mitarbeitern – auch auf der Bistumsebene – , die mit der kirchlichen Lehre eigentlich nichts zu tun haben wollen, die in dieser Lehre nur nach Schlupflöchern suchen und sich um klare Positionen herum winden. Diese Leute strahlen keine Freude aus. Wenn sie von einem neuen Papstwort hören, das Impulse setzt, sagen sie: „Ach, muss der schon wieder etwas sagen, kann er uns nicht in Ruhe lassen?“ Unter dieser „mittleren Schicht“ in der Kirche leide ich schon sehr.

Mir ist es ein großes Anliegen Freude auszustrahlen. Freude an der Kirche, am Papst, über das Lehramt, an allem, was der Heilige Vater sagt. Ich kann dieses schon reflexartige Mäkeln an allem, was aus Rom kommt, nur schwer ertragen. Bei der kirchenkritischen Presse verstehe ich das ja noch, aber es ist traurig, dass es auch in der Kirche so viele Leute gibt, die sich zu „Berufsmäkeln“ entwickelt haben, die ihr kirchliches Sein darüber definieren, dass sie an der Kirche leiden. Unter diesen Leuten leide wiederum ich.

Wo sehen Sie sich heute in 10 Jahren? Gibt es einen Zukunftsplan für Ihr Leben?

Vielleicht gibt es den – in den Schubladen meines Bischofs. Vielleicht hat er aber auch noch gar keine Pläne für mich. Wahrscheinlich weiß das nur der liebe Gott. Im Moment bin ich Priester in einer kleinen Gemeinde, und Schulseelsorger und Lehrer an einer großen Schule. Ich bin in der Internetseelsorge tätig, ich betreue die Homepage der Karl-Leisner-Jugend, auf der ich Katechesen veröffentliche und so den Austausch mit Menschen suche, die mir Emails schreiben.

Ich habe also eine Pfarrei, in der ich mich wohl fühle, eine Schule die mich bereichert und das Internet, über das ich weit entfernten Menschen mit ihren Problemen helfe. Das könnte ich auch die nächsten 20 Jahre machen. Ich hätte nichts dagegen, wenn Sie in 20 Jahren wieder bei mir vorbeischauchen würden und ich noch im selben Sessel sitzen, auf das gleiche Kreuz schauen würde und von meinem selben pastoralen Tun berichten würde. Aber ich bin auch offen für Neues, falls Gott etwas anderes mit mir vorhat. Oder mein Bischof. Oder beide. Denn manchmal muss man aus etwas herausgerufen werden, um etwas Größeres kennen zu lernen.